

Aus dem Buch
Mit dem Fahrrad im letzten Aufgebot
Ein Münchner Junge erlebt die Jahre 1944 - 1945
von Herbert Graupner
Buchendorfer Verlag München

Am **Samstag, den 28. April 1945**

weckte mich morgens um halb sieben die Wache. Als FvD sollte ich ja um 7.00 Uhr alle aus den Betten jagen und das übliche Ritual abwickeln: Waschen, Bettenbau, Flaggenhissung und Frühstück. Zu meiner großen Erleichterung fiel der dritte Programmpunkt mangels der erforderlichen Requisiten einfach weg, wir hatten keine Fahne dabei. Und selbst wenn, es hätte keinen Mast gegeben, sie aufzuziehen. Ich war heilfroh, denn von den dazu erforderlichen Kommandos hätte ich keine Ahnung gehabt, auch die begleitende Zeremonie wäre mir nicht geheuer gewesen. Das Theater mit »Fahne rauf« und »Fahne runter« von markigen Sprüchen und »Deutschem Gruß« begleitet, hatte mich von jeher angewidert. Im Vergleich zu manchen höheren Diensträngen, die in edler Haltung und mit auswendig gelernten Zitaten solcherart pseudoreligiöse Amtshandlungen abzuhalten gewohnt waren, hätte ich kleines Würstchen ganz sicher eine traurige Figur gemacht. Möglicherweise noch beobachtet von der blonden Hanni, die uns mit ihren Freundinnen bereits mit »Kaffee« und Marmeladenbrot erwartete.

Während alle über ihren Tassen saßen und sich die rote Marmelade von den Fingern schleckten, beeilte ich mich den Tagesdienstplan zu klären. Der unzugängliche U-Chef verwies mich mürrisch an die beiden Unteroffiziere, die längst schon wieder in ihrer Bude saßen, nicht mit uns gefrühstückt hatten, vielleicht weil sie ihre Exklusivität wahren wollen oder weil sie Extraportionen erhielten. Diese verhinderten Helden schickten mich jedoch zum Otto zurück, er habe die Ausbildung anzuordnen, sie beide diese lediglich durchzuführen. Hin- und herrennend hatte ich bald begriffen, wie bequem das Delegieren von Aufgaben, das Übertragen von Verantwortung sein kann. Also setzte ich mich zu den anderen, um auch zu frühstücken. Da geschah es!

Die Uhr über der Tür zur Küche zeigte 10 Minuten vor 8 Uhr, irgend jemand hatte den Volksempfänger eingeschaltet, um die »Luftlage-Meldung« auf dem dafür benutzten Sender Laibach zu hören, den sogenannten »Holzhacker«, weil bei Luftgefahr, zwischen den einzelnen Ansagen über die Flugrichtung der feindlichen Verbände das rhythmische Hackgeräusch eines Metronoms gesendet wurde.

Aber statt des Holzhackers hörten wir eine sonore Stimme mit einer Durchsage, die mit Luftlagemeldungen ganz und gar nichts zu tun hatte: **»Achtung! Achtung! Hier spricht die Freiheitsaktion Bayern! Münchner, befreit euch vom Joch der Naziherrschaft! Macht Jagd auf die Goldfasanen! Verhindert jeglichen Versuch, unsere Stadt zu verteidigen! Arbeiter, schützt eure Betriebe gegen Nazisabotage! Beseitigt die Parteifunktionäre! Achtung! Achtung! Hier spricht die Freiheitsaktion Bayern! Die alliierten Panzerspitzen stehen bereits am Ammersee. Verhindert jeden Versuch, unsere Stadt zu verteidigen, verhindert jedes weiter Blutvergießen....** « Dann weiter: **»Die FAB erläßt folgende Proklamation«** und der Sprecher begann ein Zehn-Punkte-Programm zu verlesen, sprach über die Blutherrschaft des Nationalsozialismus, von Grundrechten und Menschenwürde, warnte vor Plünderungen durch Fremdarbeiter und wiederholte dann seinen Aufruf.

Erst rührte sich im Saal gar nichts. Ratlos und entgeistert, wie eine Schafherde, wenns donnert, hockten wir da und starrten uns an. Ich erinnere mich, daß es in wenigen Atemzügen sehr still geworden war, peinlich still, nur in der Küche lärmte es mit Geschirr. In diese Stille hinein hörte ich Otto den denkwürdigen Satz sagen: »Jäz probierns an Nägeraufstand. Na dann Gute Nacht, Marie!« und weiter »Machts sofort den Radio aus! «

Selbst die Begriffsstutzigsten unter uns hatten inzwischen verstanden, daß etwas Sensationelles, völlig Unbegreifliches im Gange war, draußen vor dem Tor unseres Baracken-Ghettos. Getuschel kam auf, doch da fuhr der U-Chef, der - verständlicherweise - danach getrachtet hatte, das »Ohrengift« von uns fernzuhalten, recht lebhaft dazwischen.

Bei aller Verunsicherung hatte uns Empörung über diese »Verräter« ergriffen. Erfüllt vom blinden Idealismus und voller Glauben an die große Sache, die uns gut schien, da sie uns, seit wir denken konnten, als gut und edel dargestellt worden war, konnten wir diesen Aufruf nur als Verräterei am »Heldenkampf unseres Volkes« werten. Offenbar gab es doch die »Mächte der Finsternis« und die »Kräfte des Verderbens«, über die Hitler früher in seinen Reden so gerne losgedonnert hatte. Damals wie heute war es keine Frage für uns, wer damit wohl gemeint sein könnte. Sollte es denn wirklich jemand

geben, der nicht von der strahlenden Zukunft des Deutschen Reiches überzeugt ist? Wir sind doch die Stärksten und Siegreichsten, auch wenn es jetzt Rückschläge gab, die der Stärkere kraft seiner Treue, seines Willens und seines bedingungslosen Einsatzes, bald und auf Dauer überwinden wird.

Seit Jahren, ganz besonders aber nach dem Ausbruch des Krieges, hatte man uns mit Schlagworten und triefenden Phrasen geimpft, uns den Glauben an den Sieg eingedrillt. Die Erfolge in Polen, Frankreich und Rußland haben ja doch klar gezeigt, daß es am Endsieg nichts zu rütteln gibt, auch wenn es im Augenblick schlecht steht. Der Endsieg ist unser, es konnte nicht anders sein, das mußte wahr werden.

Welch Wunder, daß uns dieser unfassbare, hastig durchgesagte Aufruf an die Nieren ging. So recht klar war das mit den »Goldfasanen« ohnehin nicht. Warum überhaupt solche Verschlüsselungen? Sagt doch ehrlich, was ihr wollt! Dann die Aufforderung, die Verteidigung Münchens zu verhindern? Wer sollte da eigentlich wen hindern? Wer könnte uns denn daran hindern zu kämpfen, wenn der Befehl dazu endlich kommen wird?

Mit bangen Gesichtern blickten wir fragend zu Otto, unserem »Kampfkommandanten«. Immerhin, die Amerikaner stehen bereits am Ammersee, eine »Freiheitsaktion Bayern« revoltiert in München und wir essen hier Marmeladebrote. Das kann nicht sein, irgendwas muß doch jetzt geschehen?

Aber auch ihn schien dieser Aufruf recht mitgenommen zu haben, er zeigte nicht das, was man als klare Haltung hätte bezeichnen können. Mit nach innen gerichtetem Blick startete er in meine Richtung, ohne mich zu sehen, sein Mund stand halb offen und mit den Fingern der rechten Hand kratzte er seine linke. Es fiel mir auf, daß seine Augenlider kaum sichtbar waren, was seinem fleischigen, sommersprossigen Gesicht eine eigenartige Leere verlieh, die noch unterstrichen wurde durch das lange, rotblonde, glatt nach hinten gekämmte Haar, das eine deutliche Stufe dort zeigte, wo sein »Parteihut« normalerweise aufsaß. Diese Druckstelle setzte sich als rötliche Linie rund um die Stirn fort. Da wußte ich auf einmal die Leere, ja geradezu Hilflosigkeit dieses Gesichts zu deuten: es fehlte ihm die tellerförmige, auf HJ umgearbeitete steife Kopfbedeckung mit dem Schild über den Augen, die ihm sonst einen so markigen Akzent verlieh.

Endlich gab er Dienstliches von sich. Mit dem Finger auf mich zeigend, sagte er: »Freizeit bis de Waffn kemma, dann sofort Schulungsstund! Sagstas dem Kerschensteiner!« Richtig, es sollten uns ja weitere Kriegsgeräte gebracht werden.

Mit wilden Vermutungen über die Zustände in der Stadt lungerten wir in unseren Zimmern herum, rätselten zutiefst verunsichert über das plötzliche Auftauchen einer »Freiheitsaktion Bayern«. Dergleichen geht doch nicht von heute auf morgen, es muß doch von langer Hand vorbereitet und organisiert werden. Viele Leute können das gar nicht sein, aber dennoch haben sie es geschafft, an das Mikrofon des Senders »Laibach« zu kommen. Doch halt! Könnte es nicht auch ein großangelegter Bluff von Feindsendern gewesen sein, sich auf Welle »Laibach« einzuschalten und deutsche Kriegsgefangene reden zu lassen, die sich dadurch freikaufen können? Ein Auslandssender würde aber doch nicht ein derart langatmiges Zehn-Punkte-Programm verlesen, nein, das können nur Deutsche sein, Zivilisten, wahrscheinlich ein paar Rundfunkleute, die jetzt noch sinnlos ihr Leben riskieren.

Alle unsere Hin- und Herüberlegungen brachten uns kein Stück weiter, es blieb uns ein Rätsel, wie es zu einer solchen Aktion kommen konnte. Gewartet hatten wir alle auf irgend etwas, jedoch bestimmt nicht auf eine FAB. Das Schlimme dabei für uns blieb die Abgesperrtheit. Das Lager durften und konnten wir nicht verlassen, das Rundfunkgerät befand sich - bestimmt immer noch abgeschaltet - im Speisesaal, der bis Mittag von uns nicht betreten werden durfte.

Trotz unserer Fassungslosigkeit respektierten wir die Anweisung Ottos, die Sendung zu unterbrechen. Er mußte so handeln, um Auswirkungen auf die Moral seiner Mannschaft (besser eigentlich Bubenschaft) zu vermeiden. Was wir gehört hatten reichte freilich aus, uns halb verrückt zu machen. Sollten denn all diese sich überstürzenden Ereignisse ohne uns geschehen? Was ist da draußen los? Und wie soll das weitergehen? Nervöse Spannung hatte uns alle ergriffen, erstmals wurden Zweifel am Sinn unserer Einberufung und Bewaffnung offen ausgesprochen. Auch Sorgen um das Wohl und Wehe der Eltern daheim wurden vereinzelt laut.

Gegen 10 Uhr brachte schließlich ein holzgasgetriebener OT-Lastwagen die erwarteten Waffen, 20 Panzerfäuste sowie zehn Maschinenpistolen, alles nagelneu und noch schön in Schachteln verpackt, dazu einige Kisten mit Stielhandgranaten. Drei Kameraden einer »Einsatzschar Mitte«, auch sie in viel zu großen Uniformen steckend, begleiteten die brisante Ladung und brachten mit ihren Kisten endlich auch Neuigkeiten von draußen mit.

In der Stadt wären auf die Durchsagen der FAB hin - die Abkürzung ging ihnen bereits flott von den Lippen - Soldaten, auch Offiziere, auf offener Straße von aufgeregten Zivilisten entwaffnet und

beschimpft worden, überall hingen weiße Tücher vor den Fenstern zum Zeichen der Kapitulation. Die Straßenbahn fahre noch wie sonst, doch mit fast leeren Wägen. In Gruppen ständen Leute vor den Häusern und diskutierten über die bevorstehenden Ereignisse.

Auch hätten sie gehört, daß die uns bekannten Aufrufe der FAB bereits seit 5 Uhr früh gesendet worden seien, aber nicht nur auf Welle >Laibach<, auch vom Reichssender München käme die Aufforderung zur Goldfasanenjagd, womit, das bestätigten uns die drei, die hohen Parteibonzen in ihren goldglänzenden, braunen Uniformen gemeint wären. Von denen aber sei weder zu sehen, noch zu hören. Die verstecken sich jetzt, weil sie natürlich Angst haben vor den Arbeitern, die sich in manchen Stadtteilen zusammengerottet haben, um jeden Widerstand gegen den Einmarsch der Amerikaner zu verhindern.

Aha! Das ging uns an! Wir bestürmten unsere neuen Freunde, die es sichtlich genossen, so wichtig genommen zu werden, ob sie über einen Einsatz unserer HJ-Scharen etwas gehört hätten, doch ihre Gesichter verrieten mehr als ihr Gestotter, daß sie über die Zukunft unserer »Haufen« ebensowenig wußten wie wir.

Ich habe keine Erinnerung mehr daran, ob wir über diese Nachrichten enttäuscht oder erleichtert waren. Jedenfalls wußten wir jetzt einiges über die Geschehnisse draußen, doch nichts, wie es mit uns weitergehen sollte.

Kaum hatten wir das Tor hinter dem LKW geschlossen, geschah Erstaunliches. Der Otto, der sich die ganze Zeit über nicht hatte sehen lassen, auch kein Wort mit den drei Kameraden von >Mitte< gewechselt hatte, rief uns vom Fenster aus in den Speisesaal, nicht etwa mit Pfeifsignal oder Befehlstone, er winkte uns lediglich mit der Hand und sagte: »Gähts rei, da Giesler spricht!«

Dicht um den kleinen Volksempfänger geschart hörten wir erst den Oberbürgermeister Fiehler, wenig später den Gauleiter Giesler über die Ereignisse sprechen. Der Aufstand der >Freiheitsaktion Bayern<, so erfuhren wir, angezettelt von einer Verräterbande, von Drückebergern aus einer Dolmetscherkompanie unter der Führung eines Hauptmann Gerngroß, ehrloses Gesindel von Schuften, sei weitgehend unterdrückt. Dabei sei hart durchgegriffen worden, damit unseren tapferen Soldaten nicht in den Rücken gefallen werde etc. Bei den abschließenden Phrasen über die Standhaftigkeit, die Treue zu Deutschland und dem geliebten Führer, wurde von beiden Exponenten der Macht auf den sonst stets zitierten Endsieg verzichtet.

Unsere Reaktion auf diese Ansprachen blieb nachdenkliche Stille. Ohne Kommentar nahmen wir die Worte auf, vielleicht das erste Mal begreifend, wie schlimm solche Phrasendrescherei sein kann. Beide Sprecher hatten sich im Gegeifere über die »Lumpenbande« überboten, doch nicht ein Wort fiel über konkrete Tatbestände, über die Lage, handfeste Informationen also, auf die wir – und sicher auch alle anderen Zuhörer im Sendebereich – verzweifelt gehofft hatten. Völlig kopfscheu schlichen wir aus dem Saal, nur der U-Chef blieb stumm vor dem Gerät sitzen.

Wenig später, bei der obligaten Nudelsuppe, sah ich die Hanni, leider nur von weitem. Mit Gesten und Grimassen signalisierten wir uns gegenseitige Ratlosigkeit und auch Zuversicht bis abends.

Gleich nach dem Essen begann endlich die Schulstunde zur Erklärung der eben gebrauchten Waffen, zuvor jedoch verlängerte Otto meine Ernennung zum FvD um weitere 24 Stunden. Im Gegensatz zum Vortage, als diese vermeintliche »Auszeichnung« mein Selbstbewusstsein auf einen Rekordpegel getrieben hatte, fühlte ich mich jetzt – an das Hickhack des Morgens denkend – als »Depp vom Dienst«, als Laufbursche von Ottos Gnaden. Einwendungen dagegen hatten überhaupt keinen Sinn, weil Otto »Steifbein« sofort, ohne Audienz zu geben, in seiner Bude verschwunden war, also bleib mir nichts anderes übrig, als weiter zu kommandieren. Zum Glück stand ja das Dienstprogramm bereits einigermaßen fest.

Aufgeteilt in zwei Gruppen zeigten uns die beiden Unteroffiziere, wie eine Panzerfaust gebaut ist, wie man sie bedient und was sie bei einem Treffer bewirkt. Sie erklärten Theorie und Praxis der deutschen Stielhandgranate, der einzigen »Steilfeuerwaffe« der Infanterie, wobei wir die hochexplosiven Zündkapseln fürchten lernten, die bereits bei leichten Stößen oder Schlägen detonierten.

Als letztes wurde Aufbau und Handhabung der italienischen Maschinenpistole »Beretta« besprochen, die, anders als die deutsche MP einen festen Holzschaft hatte. Lediglich die 40 Schuß fassende Kammer, die – von unten her gesetzt – auch als Haltegriff für die linke Hand gedacht war, verriet, daß es sich nicht um einen zu kurz geratenen Karabiner handelte.

Bei der leidenschaftslosen Routine unserer beiden Ausbilder, die sich ohnehin auf das Wesentliche beschränkten, konnte das Pensum in knapp zwei Stunden beendet werden, wobei es der Gruppe des Württembergers schon an den grinsenden Gesichtern abzulesen war, daß sie sich mehr über seinen unterhaltenden Dialekt amüsiert hatten, als an den waffentechnischen Details.

Über die »Freiheitsaktion Bayern« fiel kein Wort.

Der Rest des Nachmittags wurde unverständlicherweise wieder freigegeben, innerhalb des Lagergeländes konnte jeder machen, was er wollte. Uns wäre jede Art von Dienst, jede Abwechslung, lieb gewesen, nein unser hauptamtlicher U-Chef, der offenbar mit seinen vielen Problemen, vielleicht sogar mit uns unbekanntem Nachrichten, voll beschäftigt war, dachte nicht an eine der Grundregeln des Barras-Daseins: »Ein Soldat hat nicht zu denken, er hat zu gehorchen! « Mag sein, daß er diesen Leitsatz gar nicht kannte, sonst hätte er uns ganz sicher eine Beschäftigung verpaßt. Oft schon hatten mich in den zurückliegenden Monaten Zweifel beschlichen, da während verschiedener Besprechungen und Appelle sich häufig gezeigt hatte, daß Vorausdenken uns organisatorische Phantasie nicht seine Stärke waren.

Eigentlich wußten wir recht wenig über ihn, nicht einmal sein Alter, das wir auf Mitte dreißig schätzten. Als ich ihn im Januar zum ersten Mal erlebte, machte er durchaus eine sympathische Figur, offen, ehrlich und ohne Allüren. Im Kreise seiner Führerschaft, der ich nunmehr zugesellt war, galt er als »feiner Kerl« und vielen von ihnen, die ihn von früher kannten, fehlte das Verständnis für seine Haltung in dieser verworrenen Lage. Jetzt müßte er schon einmal »sein Maul aufmachen«, statt uns in dieser verzweifelten Ungewißheit einfachen hängen zu lassen.

Das Wetter hatte sich geändert, plötzlich ließ uns empfindliche Kälte erschauern. Das Thermometer zeigte fast Null Grad, so daß sich unsere Zimmerbelegschaft daran machte, die Freizeit sinnvoll zu gestalten und den Ofen anzuschüren. Dazu mußte allerdings erst Brennbares »organisiert« werden, also schwärmten wir nach allen Richtungen aus und bald schon brachte der erste einen Arm voll Tannenzweige angeschleppt, die er in einer angrenzenden Gärtnerei geklaut hatte. Andere stöberten im Neubau einen halben Ballen feuchter Holzwolle auf, überall herumliegendes Lattenzeug und Holzsplitter wurden eifrig gesammelt. Unser Beispiel steckte an, bald war ein regelrechter Wettkampf um die wärmste Bude entbrannt. Nur kurzer Zeit hätte niemand mehr auf dem ganzen Gelände irgend etwas ofentaugliches zu finden vermocht.

Dieser nützliche, wengleich schmutzige Zeitvertreib endete erst mit dem Einzug in den Speisesaal, wo bereits die Nudelsuppe wieder dampfte und der immer penetranter duftende Limburger auf uns wartete. Ich erinnere mich nicht, dort je etwas anderes gegessen zu haben als dieses Zufallsmenü, das die verworrenen Zustände der Partei- oder Militärverwaltung – wer immer für uns zuständig war – deutlich demonstrierte.

Immer noch war kein Marschbefehl oder sonst eine Order eingetroffen, immer noch saß der Otto unter uns, meist wortlos seine Suppe löffelnd, ohne je auf unsere Fragen zu reagieren. Auch vom Volksempfänger kamen lediglich »Bunte Weisen«, die Nachrichten mit dem Wehrmachtsbericht hatten wir wegen unseres Heizungsfimmels verpaßt. Das schmerzte eigentlich keinen, denn daß in Berlin gegen die eindringenden Russen »hinhaltender Widerstand« geleistet werde, das wußten wir seit Tagen zur Genüge.

Um für alles kommende gerüstet zu sein – denn morgen muß ja nun irgend etwas geschehen, die Amerikaner werden doch sicher nicht am Ammersee »zum Baden« bleiben – schickte uns der U-Chef nach dem Abendessen sofort ins Bett. Und ich, der sich den ganzen Tag über auf ein Plauderstündchen mit der blonden Hanni gefreut, sich in Gedanken schon den Gesprächsgang zurückgelegt hatte, ich mußte noch die Befehle dazu geben. Ähnlich wie beim Mittagessen blieb mir nur ein kurzer Gruß im umbarmherzigen Lampenlicht und dem Lärm der abziehenden Meute, ohne das romantische Flair des Vorabends. Auch bei ihr spürte ich das Bedauern über dieses Unabänderliche, beide aber konnten wir nicht ahnen, daß der kurze Händedruck ein Abschied fürs Leben sein sollte: ich habe sie nie wiedergesehen.

Wenig später wickelten wir uns mit tränenden Augen und krächzenden Stimmen in unsere Decken und palaverten bis spät in die Nacht, weil wir wegen des beißenden Qualms – der neben unerhört schmutzigen Händen das einzige Ergebnis unseres Ofenabenteuers blieb – nicht einschlafen konnten.

Und wegen der FAB.

Und wegen der Panzerspitzen.